

Die Welt jenseits unserer Sinneswahrnehmung

Gedanken zu Karfreitag und Ostern • BRIGITTE HOFFMANN

Wir sprechen in der Tempelgemeinde im allgemeinen wenig über Karfreitag – zum Teil wohl deshalb, weil wir an diesem Tag keinen Gottesdienst halten. Aber warum tun wir das nicht? Nur, weil das bisher bei uns nicht üblich war? Vielleicht, weil wir uns nicht so ganz sicher sind, was uns der Tod Jesu bedeutet?

Warum feiern wir nicht Karfreitag?

Wir wissen, was er uns *nicht* bedeutet: *nicht* das Sühnopfer, das unsere Schuld tilgt und uns mit Gott versöhnt. Für alle – oder fast alle – anderen christlichen Kirchen und Sekten ist das die *Grundlage christlichen Glaubens*, und deshalb ist in den evangelischen Kirchen Karfreitag nominell der *höchste Feiertag*. Für uns gilt das nicht – und deshalb haben wir Karfreitag gestrichen. Bedeutet Jesu Tod uns nichts?

Es ist ein *Opfertod* – nicht im Sinn eines vorbestimmten Sühnopfers, sondern im Sinn einer äußersten Hingabebereitschaft. »Niemand hat größere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde« – oder für seine Aufgabe.

Jesus hat diesen Opfertod wohl nicht gesucht. Aber er ist das Risiko bewusst eingegangen, indem er nach Jerusalem zog, ins Zentrum des Opferkults und der rituellen Frömmigkeit, die er bekämpfte. Das zeugt zugleich von einem uneingeschränkten *Gottvertrauen*. Nach normaler, menschlicher Betrachtungsweise wäre mit seinem Tod auch seine göttliche Mission, sein göttlicher Auftrag, ein Reich Gottes heraufzuführen, gescheitert gewesen – seine Jünger sahen es so. Er aber vertraute darauf, dass, da die-

ser Auftrag von Gott kam, Gott ihn auch weiterführen werde.

Aber den gleichen Opfermut haben seither Zehntausende von Märtyrern – christliche und nichtchristliche, bis hin zu islamistischen Selbstmordattentätern unserer Tage – und das gleiche Gottvertrauen viele Glaubenskämpfer an den Tag gelegt. Ist das bei Jesus etwas grundsätzlich anderes?

Ich denke, nein. Was ihn einzigartig – oder fast einzigartig – macht, sind sein Leben und sein Lehren, seine *Gott-Nähe*. Dass er diese Haltung und diese Gewissheit, aus der er lebte, durchgehalten hat bis in den Tod der Schande, bis in das »Nicht *mein*, sondern *dein* Wille geschehe« und das »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun« – das ist quasi das *Siegel* auf seine Botschaft – aber es ist nicht der *Kern*.

Und doch hat das Leiden und Sterben Jesu noch eine weitere Bedeutung, die eng mit der Auferstehung zusammenhängt – und deshalb kann man über Ostern eigentlich nicht sprechen, ohne Karfreitag mit einzubeziehen. Ich meine nicht die banale Tatsache, dass es Auferstehung ohne Tod nicht geben kann, und auch nicht die historische, dass un-

bestreitbar beides zusammen die *Grundlage* bildete, aus der das Christentum als *neue Religion*, schließlich als *Weltreligion*, wuchs.

Ich meine etwas Tieferliegendes. Wir wissen aus den Berichten der Evangelien, dass unmittelbar nach der Gefangennahme Jesu die Jünger sich zerstreuten. Petrus, der einzige, der ihm noch bis in den Hof des Hohen Rats gefolgt war, verleugnete ihn dort. Und dann blieben sie alle verschwunden bis zum Ostermorgen. Keiner von ihnen war dabei, als Jesus nach Golgatha hinausgeführt wurde, keiner, als er gekreuzigt wurde. (Der Evangelist Johannes erzählt zwar, der Jünger Johannes sei mit den Frauen unter dem Kreuz gestanden – das zeigen die meisten Kreuzigungsdarstellungen – aber das dürfte fromme Legende sein.) Sie kommen nicht einmal zum Grab, um ihm die letzte Ehre zu erweisen: den Leichnam zu waschen, zu salben und in weiße Tücher zu hüllen.

Das erscheint uns erbärmlich. Drei Tage vorher hatten sie noch, mit Petrus, zu Jesus gesagt: »Und wenn wir mit dir sterben müssten, wir werden dich niemals verleugnen.« Ich denke, es war ihnen ernst damit. Hätte Jesus sie in einen Kampf um das Reich Gottes geführt, gegen die Priesterschaft oder gegen die Römer, sie wären ihm bedingungslos gefolgt.

Die Verzweiflung der Jünger

Aber nun wurde er als *Gotteslästerer* und *Aufrührer* hingerichtet. Das musste für sie eine *existentielle Verzweiflung*

bedeuten, wie wir sie uns kaum vorstellen können. Sie hatten in ihm den *Messias* gesehen, der das Reich Gottes aufrichten würde, sie hatten für ihn alles aufgegeben, ein mühseliges Leben geführt, freudig in der sicheren Erwartung eines herrlichen Ziels. Nun erlebten sie stattdessen nicht nur seinen Tod, sondern die *Schande der Hinrichtung* – für sie der Beweis, dass Gott nicht mit ihm war, dass ihr Glaube und ihre Hoffnung umsonst gewesen waren.

Und wenige Tage später gehen dieselben Männer durch Jerusalem und verkünden laut und furchtlos ihre Botschaft, dass ihr Meister Jesus *tatsächlich* der Messias, der Gesandte Gottes, sei und dass Gott ihn vom Tode auferweckt habe, – ohne die geringste Rücksicht auf die Gefahr, in die sie sich damit begaben und die, wie die Steinigung des Stephanus zeigt, real und gegenwärtig war.

Aus dem Auferstehungserlebnis ist das Christentum entstanden

Wir wissen, zumindest oberflächlich, was den Wandel bewirkt hat: wir nennen es *Auferstehung*, und wir feiern es in jedem Jahr, wie es die ganze Christenheit seit zweitausend Jahren tut. Aus dem Auferstehungserlebnis ist das Christentum entstanden.

Aber *was ist dieses Auferstehungserlebnis?* Dass damals etwas ganz Außerordentliches geschehen sein muss, ist – meiner Ansicht nach – unbestreitbar. Anders ist die Verwandlung der Jünger – aller Jünger – nicht zu erklären. Dass es sich dabei um eine »Auferstehung des

Fleisches« handelt – wie es heute noch im Glaubensbekenntnis aller Großkirchen heißt –, ist – nicht ganz, aber beinahe – ebenso unbestreitbar falsch. Paulus, von dem das früheste Zeugnis stammt, stellt ganz selbstverständlich seine eigene Vision vor Damaskus in *eine* Reihe mit den Erlebnissen der Jünger. Und auch die Auferstehungsberichte der Evangelien – die sich im einzelnen stark unterscheiden – schildern im allgemeinen die Merkmale einer *geistigen* Erscheinung: die Gestalt taucht aus dem Nichts auf und verschwindet ebenso, kommt und geht durch verschlossene Türen, die Frauen und die Jünger erkennen sie zunächst nicht. Eingestreut sind Einzelzüge, die auf eine *leibliche* Gegenwart hinweisen – Essen und Trinken in Emmaus oder bei der Jüngerversammlung, die Aufforderung Jesu, seine Hände und Füße oder seine Wundmale zu berühren. Sie wirken – vielleicht mit Ausnahme der Emmausszene – als seien sie hinzugefügt, um etwas zu beweisen.

Ich denke, wir in unserem Kreis sind uns einig, dass es sich um *geistige* Erscheinungen handelte. Aber damit ist noch nicht viel erklärt. Das kann immer noch alles sein von Halluzinationen der Jünger bis zu einem einmaligen gottgewirkten Wunder.

Es gibt eine geistige Welt jenseits unserer sinnlichen Wahrnehmung

Die Erklärung, die mir am einleuchtendsten erscheint, liegt dazwischen. Ich denke, es gibt eine geistige Welt jenseits

unserer sinnlichen Wahrnehmung, in der auch die Verstorbenen ein neues, geistiges Leben führen. Dafür kann es *keine Beweise* geben, weil Berührungen mit dieser Welt immer nur *subjektive Erfahrungen* Einzelner sein können. Aber es gibt unzählige Berichte von Menschen, die solche Erfahrungen gemacht haben, von den Propheten des Alten Testaments über die Visionen der Mystiker aller Religionen bis zu den Nahtoderlebnissen, über die in neuerer Zeit immer wieder berichtet wird.

Es gibt Menschen, die eine Veranlagung, eine besondere Begabung für eine solche Wahrnehmung von Übersinnlichem, Geistigem haben. Es gibt Techniken, mit denen sich diese Gabe vielleicht erwerben, jedenfalls steigern lässt, von Gebet und jahrelang geübter Meditation bis zu Musik, Rhythmus, Tanz. Es gibt Lebensweisen, die sie fördern: Askese, Stille, Einsamkeit, Konzentration auf Gott – das ist der Grundgedanke von Eremitentum und Klosterwesen. Und nicht umsonst stammen alle drei Offenbarungsreligionen aus der *Wüste*, dem Inbegriff von Stille und Einsamkeit. Das erklärt auch, warum solche Erlebnisse heute seltener sind als zur Zeit der Bibel: in unserer Zeit der überreichen Kultur- und Freizeitangebote, der vielfältigen Interessen und vielseitigen Ehrenämter nehmen sich nur wenige die Zeit für die Stille, die Voraussetzung dafür ist.

Es gibt aber, auch für uns, Lebenssituationen, die uns empfänglicher dafür machen: Todesnähe, Verlust, Verzweiflung, auch Begeisterung – Extremsitua-

tionen, in denen wir herausgelöst sind aus den täglichen Sorgen, Gewohnheiten, Ärgernissen und Befriedigungen.

Damit komme ich zur Auferstehung und der Situation der Jünger zurück. Der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tod war im damaligen Judentum durchaus nichts Neues; in Gesprächen Jesu mit den Pharisäern wird er diskutiert und von Jesus bestätigt. Wir können also davon ausgehen, dass auch die Jünger daran glaubten.

Aber das war sozusagen *theologische Theorie*, die den Einzelnen nur insoweit betraf, als er sich Gedanken darüber machte, ob er nach seinem Tod ins Paradies oder in die Hölle kommen würde. Das umstürzend *Neue*, das die Jünger erfuhren und das ihr Leben verwandelte, war, dass sie den Gestorbenen *als Lebendigen* sahen, dass er sie erkannte und zu ihnen sprach, ihnen Trost gab und Aufträge, Antwort auf ihre Fragen. Für sie *lebte* er, und das machte sie nicht nur glücklich, weil sie ohne ihn kaum mehr zu leben gewusst hätten, – das war ein *einmaliges göttliches Wunder*, der Beweis dafür, dass Gott mit ihm war, dass seine Verheißung in Erfüllung gehen würde – dieser Verheißung, dem Kommen des Reiches Gottes, widmeten sie von nun an ihr Leben, und das gab ihnen eine Kraft und einen Mut, wie sie sie vorher nicht besessen hatten.

Ein einmaliges göttliches Wunder – ist es das auch für uns? Unser Verstand sagt: wenn menschliches Leben mit dem Tod nicht endet, wenn der Tod nur ein Übergang ist in ein neues, geistiges

Sein, dann muss das auch schon *vor* Jesu Tod so gewesen sein, und die Tatsache, dass alle Religionen – vom Ahnenglauben der Naturvölker bis zu den Hochreligionen – das in irgendeiner Form lehren, ist ein Hinweis darauf, dass Menschen auch schon früher Erfahrungen gemacht haben, die in ihnen diese Überzeugung geweckt haben.

Die Schranke zur geistigen Welt ist nicht undurchdringlich

Ich denke, das Einmalige der Ostererlebnisse liegt nicht darin, dass damals etwas ganz Neues, nie Dagewesenes geschehen wäre, sondern darin, dass die Jünger etwas, was *schon immer war, ganz neu* zu sehen gelernt haben. Anders ausgedrückt: normalerweise erleben wir die Grenze zwischen Leben und Tod als eine *undurchdringliche Schranke*, über die hinweg es keine Kommunikation mehr gibt. Dass das gar nicht immer stimmt, werden manche wissen, die einen sehr lieben Menschen verloren haben. Ich kenne eine Frau, die mit ihrem Mann sehr eng verbunden gewesen war und noch fast zwei Jahre nach seinem Tod mit ihm umging fast wie mit einem Lebenden, bis er ihr sagte: »Du musst mich jetzt loslassen. Ich muss meinen Weg gehen und du deinen.«

Ganz undurchlässig ist die Schranke zur geistigen Welt nicht, und sehr religiöse Menschen haben sie immer wieder überwunden. Die Jünger haben damals die Überwindung der Schranke so intensiv erlebt wie – zumindest in ihrem Kulturkreis – keiner vor ihnen. Für einige

Augenblicke nur – aber die genügten, sie mit der unerschütterlichen Gewissheit zu erfüllen: *Jesus lebt!* Und diese strahlende Gewissheit war so stark, dass sie Hunderte und später Tausende davon überzeugen konnten.

Geht das Ostererlebnis der Jünger *uns* etwas an? Wir haben nicht ihre Erfahrung, für uns bleibt das, was sie gesehen haben, das Leben über den Tod hinaus ein *Glaube aus zweiter Hand*. Und doch denke ich, dass ihre Erfahrung dieses Jenseits, das wir uns nicht vorstellen können, uns ein Stück näher gebracht, lebendiger gemacht hat.

Brauchen wir einen solchen *Jenseitsglauben*, ändert er etwas an unserem Leben? Es gibt nur persönliche Antworten darauf, und es gibt viele Menschen, die, auch wenn sie der Ethik Jesu völlig zustimmen, einen Jenseitsglauben ablehnen oder für irrelevant halten. Wesentlich sei allein, dass man im Hier und Jetzt seine Aufgaben so gut wie möglich erfülle. Für uns Tempel, die wir betonen, dass Reich Gottes sich auf das *Diesseits* beziehe, ist das sogar näherliegend als für andere Christen. Nur: wenn man es *ganz* auf das Diesseits bezieht, ist Reich Gottes *nicht denkbar*.

Aus den gleichen Gründen ist für mich eine gottgewollte Welt nicht denkbar ohne eine *Anbindung an das Jenseits*. Die Welt ist eine wunderbare Ordnung voller Schönheit – aber sie ist auch voller Leiden. Manche wachsen an ihrem Leid, andere zerbrechen daran oder werden verbittert. »Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet

werden, sie werden kommen mit Freuden und bringen ihre Garben« – das ist vielleicht das *schönste Trostwort* in der ganzen Bibel, aber es trägt nur, wenn wir unser Leben *über den Tod hinaus* denken, in ein Jenseits, wo auch *das* Frucht bringen kann, was hier verkümmern musste.

Ebenso wichtig ist für mich der Aspekt der *eigenen Unzulänglichkeit*. Man macht unendlich vieles falsch, manchmal aus Bequemlichkeit, oft aus Unkenntnis, manchmal aus Mangel an Mut, das Richtige zu tun. Gott nimmt uns *trotzdem* an – das ist der Trost für hier, der uns hilft zu leben. Aber es bleibt die Sehnsucht nach etwas darüber hinaus, das nur im Jenseits möglich ist: nach einer Auferstehung in ein neues Sein, das uns die Erkenntnis bringt, die uns hier fehlt, und die Kraft, unsere Einengungen, Schwächen und Defizite zu überwinden. Ich denke, wir brauchen die *Hoffnung einer solchen Auferstehung*.

Ostern kann uns ein Stück von dieser Hoffnung geben. Nicht weil die Auferstehung Jesu, quasi als theologischer Deal, die unsrige garantiert. Sie ist das *Bild* für die unsrige, die aller Menschen. Zumindest glauben wir das. Und dass dieses Bild einmal für die Jünger, dank ihrer Nähe zu Jesus und zu Gott, sichtbarer wurde als das für Menschen gemeinhin möglich ist, kann unserem Glauben ein wenig mehr Kraft und Sicherheit geben. Deshalb feiern wir Ostern als ein *Fest der Freude und der Hoffnung*.
Ausschnitte einer Predigt zu Ostern 2001 in der Tempelgemeinde Stuttgart

Redlicher Osterglaube heute

»Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube«, lässt Johann Wolfgang von Goethe Faust sagen, als dieser die ihm von Jugend auf vertraute Osterbotschaft neu vernimmt. Wie Faust geht es vielen, die Ostern zwar als Frühlingsfest schätzen, aber um die Botschaft von der Auferstehung Jesu einen Bogen machen. Manche kommen von ihrem Wahrheitsbewusstsein her damit nicht zurecht. Doch müssen und dürfen sich redliches Denken und christlicher Glaube nicht widersprechen, denn Gott ist nach christlicher Überzeugung Quelle und Garant aller echten Erkenntnis.

Mit Argumenten lassen sich Schwierigkeiten mit der Osterbotschaft nicht vom Tisch wischen. Die Gewissheit, dass Jesus lebt, ist ein Geschenk des Geistes Gottes. Doch man kann einige Missverständnisse aus dem Weg räumen.

Die Jünger waren nach seiner Hinrichtung mutlos, enttäuscht und verzweifelt. Dann wurden sie auf einmal aus ihrer Resignation herausgeholt. Jesus begegnete ihnen in geheimnisvoller Weise. Psychologisch betrachtet handelt es sich dabei um »Visionen« (Erscheinungen). Damit ist noch nichts über deren Wahrheitsgehalt gesagt. Visionen sind auf alle Fälle eindringliche innere Bilder, etwa wenn ein kürzlich verstorbener Mensch seinem Ehepartner erscheint. Es kann aber auch sein, dass derartige Visionen nicht nur »subjektiv«, sondern auch »objektiv« sind, dass ihnen also eine Wirklichkeit zu Grunde liegt, die

über alles Innerseelische hinausreicht.

Jesu Jüngern wurde durch diese Erscheinungen felsenfest klar: ihr Herr und Meister ist nicht im Tod geblieben, sondern lebt in Gott. Das gab ihnen Kraft, später wegen ihres Glaubens an den auferstandenen Christus auch Leiden und sogar den Tod auf sich zu nehmen.

Die Auferstehung Jesu, wie sie sich seinen Jüngern nachhaltig einprägte, hat eine Vorgeschichte. Jesus war durch und durch *glaubwürdig*. Die voraussetzungslose Liebe Gottes, die er bezeugte, verkörperte er in seinem Verhalten gegenüber anderen Menschen, auch zu solchen, die verachtet waren. Bis zur Hingabe des eigenen Lebens blieb er seiner Botschaft von Gottes Gnade treu. Er bekräftigte sie mit seinem Tod. Es stimmt mit dem ganzen Leben Jesu zusammen, dass ausgerechnet er nicht im Tod blieb, sondern Gott seinen Weg durch Ostern bekräftigte und sich dies den Jüngern aufdrängte.

Manche sehen beim Osterglauben darin eine Schwierigkeit, dass sie die Auferstehung Jesu nicht in den handfesten Vorstellungen begreifen können, wie sie in einigen Osterberichten vorliegen. Doch ist grundsätzlich zwischen wie auch immer gearteten *Vorstellungen* und der gemeinten *Sache* zu unterscheiden. Die Auferweckung Jesu ist ein Geheimnis, das Raum und Zeit sprengt. Das gilt auch für ein eigenes Weiterleben nach dem Tod, denn mit dem Tod sind alle irdischen Dimensionen zu En-

de. Man kann sich dem Geheimnis der Ewigkeit gedanklich nur in Bildern, in Gleichnissen nähern, in Vorstellungen also, die auf etwas Unsagbares weisen.

Um sich die Auferstehung Jesu ohne unnötige geistige Stolpersteine vorzustellen, darf man hier einmal fragen, wie man sich ein erhofftes eigenes Weiterleben jenseits der Grenze des Todes vorstellen kann. Der Apostel Paulus sah einen inneren Zusammenhang zwischen einer allgemeinen Auferstehung der Toten und der Auferstehung Jesu: »Wenn die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig.« (1 Kor 15,16-17)

Bei aller Vielfalt der Vorstellungen ist die *Sache selbst* entscheidend: Christen erhoffen und erwarten ein neues Sein in Gott jenseits der Todesgrenze. Dafür ist ihnen Jesus von Nazareth der entscheidende Bürge.

Pfarrer Dr. Andreas Rössler, im »Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg« Nr. 15/2001. Der Autor war 12 Jahre lang Chefredakteur dieser kirchlichen Zeitschrift, bis er im Juni 2003 in den beruflichen Ruhestand trat. Schon viele Jahre steht er uns Templern als Angehöriger des Bundes für Freies Christentum nahe. Anfang dieses Jahres übernahm er die Schriftleitung der Zeitschrift »Freies Christentum« von Dr. H. Haug.

Wer vor dir an deinem Kreuze stand

Und wem du, Herr, nur einmal bist begegnet,
und auf wen nur dein heiliger Schatten fiel,
der ist am Ziel
und ist für alle seine Zeit gesegnet.

Und wen du einmal angeschaut,
und wem du einmal sagtest: Komm und sieh!,
der ist auf ewig dein, und nie
lässt er von dir und hat auf ewigen Grund gebaut.

Und wer mit dir über die Straßen ging
und hörte, wie mit Namen alle du genannt,
wie du heiltest, hieltest an der Hand,
hält aller Diener sich und ganz gering.

Und wer all deine Liebe sah und all dein Leid,
und wer vor dir an deinem Kreuze stund,
der weiß mit Seele es und Mund:
die Menschheit wird erlöst durch Liebe nur und Leid.

Ernst Thrasolt

Abschied vom Gemeindehaus Boronia

In ihrer Februar-Ausgabe hat die »Warte« über die Entscheidung der Temple Society Australia berichtet, ihr altes Gemeindehaus in Boronia nicht mehr zu nutzen, sondern sogar eine Veräußerung des Grundstücks in Betracht zu ziehen. Die Befürworter einer Erhaltung des denkmalgeschützten Gebäudes (unter Leitung von Manfred Löbert) hatten nun am 28. Februar zu einer Abschiedsfeier in das alte, von vielen liebgewonnene Gebäude eingeladen.

Es war ein sonniger, nicht zu heißer Sommertag, an dem über 80 Mitglieder und Freunde das »Boronia-Kirchle« füllten und den Blick zurückgehen ließen auf die vielen seit der Eröffnung im September 1957 vergangenen Jahre mit all dem Leben, das sich darin abgespielt hatte: den »Saal«-Versammlungen am Sonntag, den Konfirmationen, Trauungen, Jubiläumsfeiern, Frauennachmittagen, Kegelabenden, Deutschstunden und Bastelaktivitäten. Horst Blaich hatte Erinnerungsfotos aus längst vergangener Zeit gesammelt und sie als Bildpräsentation an die Leinwand geworfen. Sofort kamen Zurufe von allen Seiten,

welche Personen da alle auf dem Bild erkannt wurden.

Alte Boronianer erzählten vom Bau dieses ersten Templer-Gemeindehauses in Australien, den man damals aus eigener Tasche und mit eigener Hände Arbeit (unter Anleitung des Architekten Erich Weller) bewerkstelligt hatte (sogar die Betonsteine wurden selbst hergestellt). Die verschiedenartigen Schilderungen und Berichte ließen bei den Zuhörern die Vergangenheit wieder lebendig werden. Und als Tussi Starick, eine der Ältesten unter den Anwesenden,



dann noch zum Akkordeon griff, begleitet von Irene Blaich am Keyboard, und der ganze Saal in alte deutsche Heimatlieder einstimmte, wusste ich, dass unter diesen Menschen noch Traditions- und Kulturgut weiterlebt.

Der Nachmittag hatte mit einem Grußwort des Gebietsleiters Dr. Rolf Beilharz begonnen, an den sich eine Kurzandacht von mir anschloss. Ich versuchte darin deutlich zu machen, dass ein solches Gebäude zwar als Zeichen für die Funktionsfähigkeit einer Gemeinschaft wie



der unseren dasteht, dass aber nicht das *Gebäude* die Gemeinde ausmacht, sondern die *Menschen*, die sich zu gemeinsamem Streben und gemeinsamen Zielen zusammentun. Die Art, wie sie sich untereinander zu Gemeinsamkeiten bereithalten, wird darüber entscheiden, ob der »Geist von Boronia« auch andernorts lebendig bleiben kann.

Ich habe beim Hinausgehen einen letzten Blick zurück auf diesen kleinen Versammlungsraum geworfen, dessen weiteres Schicksal nun ungewiss ist, der mir aber mit seinem über der Bühne angebrachten Leitwort gute Gedanken auf den Heimweg mitgab: »Lasset uns Gutes tun an jedermann« (Gal 6,10).

Peter Lange

Impressionen vom Sommerfest in Bayswater

Es ist ein angenehmer sonniger Spätsommertag in Bayswater. Die Templer in Australien feiern ihr jährliches Sommerfest. Im Schatten der vielen Bäume hinter dem Gemeindehaus sitzen die vielen Besucher, in Gruppen verteilt, essen und trinken und unterhalten sich mit Verwandten und Freunden. Sie sitzen auf mitgebrachten Klappstühlen, die kleinen Tische sind mit Tischtüchern bedeckt, auf der Seite stehen Körbe und Taschen mit Kuchen, Kaffee und anderen Getränken. Gegrilltes mit Salaten kann am Büffet im Gemeindehaus abgeholt werden. Dort sind auch Stände mit Selbstgebasteltem sowie mit gebrauchten Büchern aufgestellt. Auf dem Freigelände werden Blumen und Topfpflanzen angeboten. Überall herrscht emsiges Treiben.

In einem großen Zelt werden dekorative Fliesen für den Eingangsbereich der neuen Gemeindekapelle hergestellt. Auf der großen Wiese zieht ein Traktor einen niedrigen Anhänger mit Strohballen, auf denen Kinder umhertollen. Sie werden in großen Schleifen durch die parkartige Gemeindegelände gefahren und jauch-

zen und johlen. Andere Kinder eilen umher, um »Märchengestalten« zu suchen, die sie auf einer Liste abhaken müssen, zum Beispiel die »Schmetterlingsfrau« oder die »Rosenfee«. Ein Luftballonspiel bringt Bewegung in die Zuschauer.

Mit lautstarker Werbung werden Lose für eine Tombola angeboten. Die Blaskapelle spielt schon über eine Stunde ihr großes Repertoire an alten Schlagern und Volksliedern. Es ist eine Stimmung wie beim Heimatfest in Bayern, wo man so gern unter den Kastanien sitzt und sein Bier genießt. Alt und Jung ist miteinander vereint, Säuglinge liegen im Arm der Mütter und eine Hundertjährige sitzt im Rollstuhl mit dabei.

Ich will mich nicht irgendwo festsetzen, sondern immer vom einen zum anderen weitergehen, um an diesem Tag, an dem die Gelegenheit so günstig ist, möglichst viele Freunde, vielleicht auch bisher Unbekannte, treffen und sprechen zu können. Doch ich werde daran erinnert, dass im Klubraum noch die »Heritage-Ausstellung« zu sehen ist, historische Bilder und neue Buchprojekte. Es

läuft gerade ein Videofilm aus Israel über den kürzlichen Fund von Wertsachen in einem alten Koloniehause in Saron. In einer Ecke des Raumes wird dem Familienforscher das neueste Computerprogramm für Genealogen gezeigt und erklärt. Am Tisch sind Gruppenbilder aus alter Zeit ausgelegt mit der Bitte an die älteren Besucher, die Personen darauf zu identifizieren.

Begonnen hatte das große Fest am Vormittag mit einem Gottesdienst, bei dem Gebietsleiter und Tempelvorsteher Kurzansprachen hielten und der Tempelchor »Freude, schöner Götterfunken« sang. Die kleine, in den sechziger Jahren von der TGD gestiftete Glocke, die zwei Wochen zuvor zum letzten Mal im alten Gemeindehaus von Boronia erklungen war, stand nun im neuen Gebäude neben dem Rednerpult. Mit drei Gongschlägen wurde sie nun dieser Kapelle gewidmet, in deren Glockenturm sie demnächst aufgehängt werden soll. Der Wunsch, dass der Geist der Gemeinde von Boronia auch in diesem Haus lebendig werden möge, begleitete das kleine Zeremoniell.

Bei den Älteren unter den Besuchern,

die noch in Palästina aufgewachsen sind, wird wohl manche Erinnerung an frühere Gemeindefeste wach geworden sein. Vieles an der Gestaltung des Sommerfestes haben die Aktiven der *alten Tradition* entnommen, auch wenn sie die Feste der Koloniezeit selbst nicht miterlebt haben. Die Bedürfnisse der Menschen nach Geselligkeit und gemeinsamem Erleben sind eben bis heute gleich geblieben und werden auch in der Zukunft noch ihre Bedeutung haben.

Mit dem Sommerfest ist aber auch eine *neue Tradition* begonnen worden. Seit die Templer in Australien Anfang der fünfziger Jahre über eigenen Landbesitz in Bayswater verfügen, versammeln sie sich dort regelmäßig jedes Jahr im Sommer zu ihrem größten Mitgliedertreffen.

Die »Stuttgarter Delegation«, 7 Köpfe stark, wird viele Eindrücke vom Sommerfest auf die Heimreise mitgenommen haben. Die Einsatzfreudigkeit der vielen freiwilligen Helfer könnte auch für die Mitglieder der TGD ein Ansporn sein. Freuen wir uns auf ähnliche Geselligkeiten in der Stuttgarter Gemeinde. Sonnige Sommertage stehen uns in diesem Jahr ja noch bevor. *Peter Lange*

